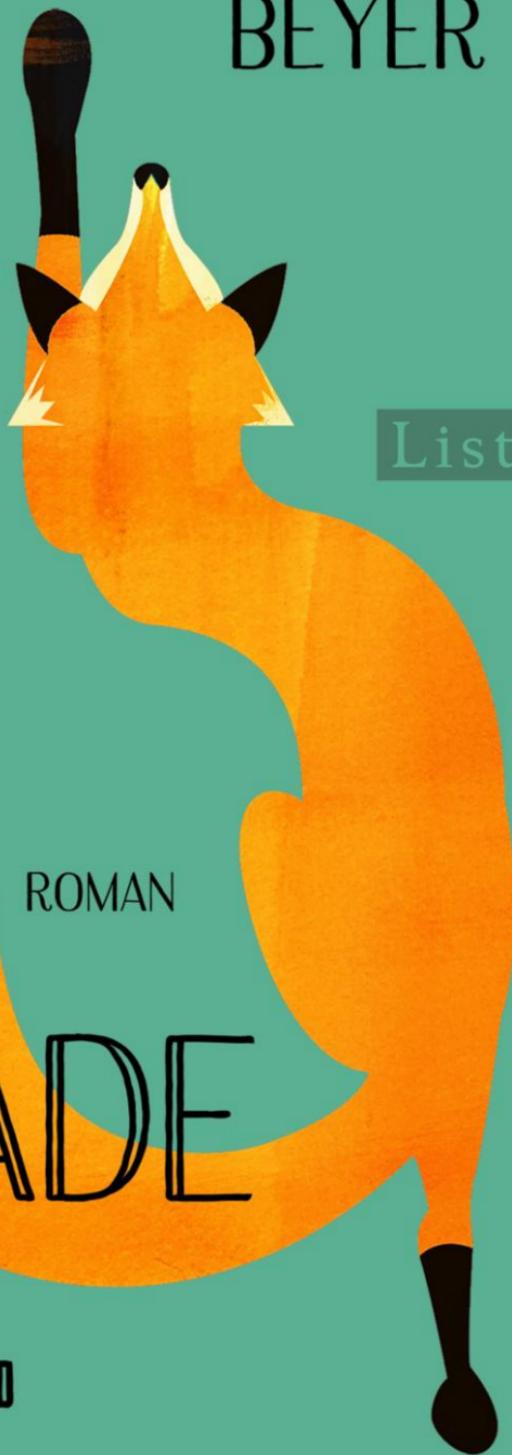


# 11

MARTIN  
BEYER



List

IST  
EINE  
GERADE  
ZAHL

ROMAN

Martin Beyer

*Elf ist eine gerade Zahl*



Martin Beyer

11 IST  
EINE  
GERADE  
ZAHL

Roman

List



List ist ein Verlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)  
ISBN: 978-3-471-36085-9  
© 2025 Ullstein Buchverlage GmbH,  
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin  
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und  
Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an  
[produktsicherheit@ullstein.de](mailto:produktsicherheit@ullstein.de)

Gesetzt aus der Century Schoolbook, Aldus Nova und  
Kapra Neue

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin  
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Sonntag



Wer das Konzept der Selbstfürsorge erfunden hat, muss ein hinterhältiger Mensch gewesen sein. Denkt Katja, während sie durch den Stadtpark läuft. Der Frühling ist da. Immerhin. Die Kirschbäume tragen jedenfalls Blüten. Eine junge Frau posiert vor der rosaweißen Kulisse und lässt sich von ihrem Freund fotografieren. Sie stemmt die Hände in die Hüften, dreht und wendet sich, bald lächelt sie, bald ist sie ernst. Seit diesen Topmodelsendungen haben das so viele drauf. Katja ist in diesem Moment froh, dass sich ihre Tochter nicht für so etwas interessiert. Nur ein verpasster Trend ist ein guter Trend.

Sie denkt daran, doch noch Blüten zu sammeln, Knospen und Äste und Blätter für ihre Schülerinnen und Schüler, damit das Frühjahr nicht nur ein Arbeitsblatt für sie ist. Und vor zwei Wochen hätte sie das gemacht, hätte sie ihre Sammeltasche dabeigehabt, zu Hause die Handpresse von den Herbstblättern befreit und losgelegt. Vor zwei Wochen, zwei Wochen ist verdammt lang her.

Der Wind hält still. Drüben spielen zwei Jungs Federball, andere hocken auf der Tischtennisplatte und lassen Blüten auf sich niederregnen. Ein Beagle wetzt einem Ball hinterher, die Amselmännchen lassen ihre Stadionhymnen erklingen. Das nimmt sie alles wahr, doch seltsam gedämpft, eine unsichtbare Wand zwischen ihr und dieser Welt. Sie bleibt stehen, streckt die Hand aus, als könne sie die Grenze er-

tasten, aber da ist nichts. »Du musst diese Gelegenheit unbedingt nutzen und was für dich machen! Die nächsten Tage werden anstrengend genug.« Danke, Ellen, dass du mir das eingeredet hast. Sie kann keinen Schritt weiter, setzt sich auf eine Bank. Irgendein Werbeschild direkt gegenüber. Willkommen in unserem weitläufigen, extra für die Landesgartenschau angelegten Park. Schauen Sie, schauen Sie! Azaleen! Chrysanthemen! Der Japanische Lebkuchenbaum! Nein, sie möchte nicht mehr schauen. Sie schließt die Augen und atmet in kurzen Schüben, als wäre sie gerannt. Es soll ja Füchse in der Stadt geben, denkt sie. Hier im Park. Warum habe ich nie einen gesehen. Das wäre etwas anderes als diese hechelnden Hunde, die immer gleich ein Leckerli wollen, wenn sie mal einen Ball gefangen haben. Sie öffnet die Augen wieder, es tut ungleichmäßig weh. Nur nicht an morgen denken, nur nicht daran denken.

Ein junger Typ rückt an. Er setzt sich neben sie auf die Bank, Kopfhörer im Ohr, er zieht geräuschvoll die Nase hoch, sein Körperspray eine Giftwolke. Dann zückt er das Handy und spricht in das Gerät: »Ich kann nie in dieser Stadt sein, ohne ein Psycho zu werden. Ich meine, keine Ahnung, die Leute lassen sich hier am helllichten Tag ...«

Sie kann weder Vortrag noch Geruch ertragen, steht auf und geht weiter. Auf dem Basketballfeld ein Gedränge, vor dem Café sitzen die Sonnensüchtigen, in Decken eingewickelt, eine Schlange vor dem Eisstand. Niemand, der an ihr vorbeigeht, lächelt sie an. Könnte doch mal jemand machen und mich in meiner Selbstfürsorge bestärken. Du musst dich entspannen. Du musst runterkommen. Du musst den Akku aufladen. Du bist selbst dran schuld, wenn du das nicht schaffst.

Der Frühling ist noch ein schüchterner Kandidat. Schnell hat er sich wieder hinter den hohen Bäumen versteckt, der Park verschattet sich. Wind kommt auf. Sie schaut nach oben, dunkle Wolken rollen heran, senken sich herab. Ihr wird kalt. Sie holt die Mütze aus der Tasche, zieht sie auf und tief ins Gesicht. Blick auf das Handy: Hat sich Paula gemeldet? Nein, sie wird noch bei Marlon sein. Ihre Hände gleiten tief in die Schlitze des Dufflecoats, sie hebt die Schultern an und denkt: Abbruch. Das reicht. Aufgeladen wird heute nichts mehr, am wenigsten ich selbst.

Der Rückweg ist immer weiter und länger als der Hinweg, das scheint ein uraltes Gesetz zu sein, denkt sie. Irgendwann steht sie vor dem Mehrfamilienhaus, fröstelnd und schwitzend zugleich, und jetzt würde sie sich am liebsten mit einem Glas Wein belohnen, weil sie sich so schön um sich selbst gekümmert hat.

\*

Paula hat sich Fertiggnocchi auf Tiefkühlsommergemüse zum Abendessen gewünscht. Katja holt den Beutel aus dem Gefrierfach, den anderen aus dem Kühlschrank. Schaltet das Küchenradio ein, schaltet es aus. Setzt sich, blättert die Prospekte der Supermärkte durch, ohne überhaupt etwas wahrzunehmen. Wo bleibt sie denn? Aber wenn ich ihr eine Nachricht schicke, wird sie entweder gar nicht antworten oder so etwas schreiben wie: *Ich bin übrigens kein Baby mehr.*

Als die Küche im Schatten liegt und Katja dreimal überlegt hat, das Licht anzuschalten, und diese Idee dreimal verworfen hat – zu mühselig, das Licht ist viel zu grell –, ist ihre Tochter zurück.

»Warum sitzt du hier im Dunkeln?«, fragt Paula.

»Ich find das gerade ganz angenehm.«

»Okay?!« Paula öffnet den Kühlschrank und holt sich den Traubensaft heraus. Sie öffnet die Flasche und riecht daran. Mischt sich eine Schorle.

»Wie war es mit Marlon?«

»Ganz gut.«

»Worüber habt ihr denn gesprochen?«

»Über viel.«

»Viel?«

»Ja, alles Mögliche.«

»Verstehe. Hast du Hunger?«

»Nicht so. Ich geh in mein Zimmer.«

Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, denkt sie, da ein Glas Wein überfällig ist. Sie sucht und findet ihn nicht, der Wein ist aus. Sie kocht sich stattdessen einen Kaffee. Vergisst, ihn zu trinken. Sitzt einfach nur so da, am Küchentisch. Wollte sich Notizen machen, ihre Fragen aufschreiben. Also gut, wenigstens das wirst du noch hinbekommen. Doch wenn sie an den morgigen Tag denkt, breitet sich von den Rändern des Bewusstseins ein Schatten aus und legt sich über jeden ihrer Gedanken, vernebelt die Sicht. Sie kann nicht denken, nur fühlen, und dieses Gefühl ist ein Gast, der nicht lange wartet, der einem die Tür einschlägt, sich breitmacht und sich nur schwer wieder vertreiben lässt. Trotzdem schreibt sie etwas auf den Zettel, 1., 2., 3., aber hinter diesen Punkten bleibt das Blatt leer, und der Gast fängt an, die Stühle umzuwerfen, und bringt Glas zum Zersplittern, und es ist ein ungeheurer Lärm in ihrem Kopf.

\*

Später schleicht sie sich vor Paulas Zimmertür und lauscht. Es ist kein Laut zu hören. Wie oft du vor einer verschlossenen Kinderzimmertür stehst, denkt sie. Das Kind ist krank und du hörst, ob alles in Ordnung ist. Das Kind war wütend und hat sie zugeschlagen. Und wie oft du durch die Tür mit deinem Kind sprichst. Darf ich reinkommen? Komm doch raus! Ist alles gut? Sie klopft und fragt, ob sie jetzt Essen machen soll.

»Okay.«

»Okay?«

»Okay.«

\*

Katja stochert im Essen, Paula stochert im Essen. Dreimal hat sie versucht, ein Gespräch zu eröffnen, dreimal hat Paula sie abblitzen lassen. Sie könnte es ein viertes Mal versuchen, niemand hindert sie daran, doch die meisten Sätze sind längst zu Phrasen geworden.

*Du schaffst das. Wir stehen das zusammen durch. Kopf hoch, du bist doch eine Kämpferin. Was soll sie denn noch sagen, was sich nicht wie eine Superheldenparole anhört? Oder, noch schlimmer, nach einer versteckten Aufforderung: Du wirst dir doch wenigstens Mühe geben, oder?*

Paula hustet, was ist das für ein Husten, vielleicht hat sie sich nur verschluckt.

»Hör auf, mich so anzusehen.«

»Wie sehe ich dich denn an?«

»Hatte nur nen Frosch im Hals.«

»Wollen wir noch was wegen morgen ...«

»Ne, lass mal. Ist schon gut.«

Sie räumt das Geschirr ab, sie kratzt das Essen mit der

Gabel von den Tellern in den Behälter für Biomüll. Da fällt ihr ein, dass sie das Essen hätte aufheben können, für morgen. Für sich selbst. Selbstfürsorge. Sich die Dinge leichter machen. Stress vermeiden. Scheiße. Scheiße. Scheiße.

»Den Fuchs muss ich unbedingt noch einpacken«, sagt Paula plötzlich. »Wo hast du ihn denn hingetan?«

Der Stofftierfuchs liegt im Kleiderschrank, oberes Regalfach, hinter der Bettwäsche. Katja steht in der Küche, den schmutzigen Teller in der Hand, und bewegt sich nicht mehr. Auch ihre Gedanken und Gefühle bewegen sich nicht mehr.

»Was hast du denn?«, fragt Paula.

Mit einem Ruck kehrt sie zurück aus einer irrsinnigen Entfernung. »Ach, nichts. Ich hatte nur so sehr gehofft, dass wir ihn nie wieder brauchen werden.«

\*

Später steht sie vor dem Küchenfenster und sieht zu, wie Regentropfen an der Scheibe herunterlaufen. Wenn ich schon nicht schlafen kann, dann halte ich wenigstens Wache und behüte ihren Schlaf. Katja steht regungslos, sie kann nicht weg. Aber wo willst du auch hin?

Gegenüber flackert blaues Fernseherlicht. In einem anderen Fenster steht eine alte Frau im BH und wäscht sich mit einem Lappen unter den Achseln. Frau Pavlovic, die Unverwüstliche. Zwei Hüftoperationen, trotzdem zieht sie jeden Tag ihre Kreise durch das Viertel. Sie muss schon der Blitz treffen, um damit aufzuhören, das sagt sie selbst und kichert leise dabei. Die schöne Studentin mit der Wasserwelle trotzt dem Regen und geht mit ihrem Mischling Gassi.

Die Frisur unter die Kapuze gequetscht, wie schade. Der Schleichweg zum Stadtpark ist mit den neuen LED-Laternen hell ausgeleuchtet. Keine Schatten. *Damit sich unsere Bürgerinnen und Bürger sicher fühlen.*

Wie oft du an einem Fenster stehst und schaust, denkt sie. Früher schon, als du selbst noch ein Kind warst. Zwiegespräche mit dem Kastanienbaum, auf den Alfred so stolz war. Der Wechsel der Jahreszeiten, und auch deine Wünsche haben gewechselt, manchmal von Tag zu Tag. Wie oft du an einem Fenster stehst, noch immer, als sogenannte Erwachsene. Es ist kurz nach der Trennung, kurz nach dem Umzug, stundenlang wirft Paula den Ball gegen die Mauer und fängt ihn wieder. Manchmal fährt sie mit dem Nachbarkind Roller, meistens streiten sie. Du siehst ihr nach, wie sie losläuft, ohne dich, das erste Mal, das zweite Mal. Nur zur Schule, zum besten Freund. Ein Radius von fünfhundert Metern, und dir kommt es jedes Mal so vor, als ginge sie in das große weite Land jenseits der purpurfarbenen Flüsse, wo alles passieren kann. Alles ist möglich, auch das Schlimme.

Katja atmet flach, öffnet das Fenster, reißt es ganz auf. Sie bekommt etwas ab vom Regen, spürt ihn auf dem Gesicht, auf den Händen. Atmet ein und aus. Die Luft ist kühl und klar. Ein paar Tropfen fallen auf den Zettel, auf das Blatt. Es liegt auf der Fensterbank. 1., 2., 3. Dahinter steht noch immer nichts.

\*

Später, als der Regen längst aufgehört hat, schaut sie noch immer hinaus. Im Haus gegenüber brennt kein Licht mehr. Ganz still ist es nie. Irgendwo brummt immer ein Motor,

wird eine Tür zugeschlagen, bellt ein Hund. Auch die neuen Laternen schalten sich irgendwann ab. Die Schatten kommen zurück, breiten sich aus. Wir sind nicht mehr sicher, denkt sie. Die restlichen Tropfen auf der Scheibe, innen und außen. Sie berührt sie mit dem Finger, einen nach dem anderen, bis sie sich aufgelöst haben.

\*

Noch später, die Lider sind so schwer. Im Stehen einschlafen, geht das? Fällst du dann einfach um? Aber sie will nicht schlafen, kann es nicht. Die Schatten haben fast alles eingehüllt da draußen, die Nacht hat gewonnen. Akzeptiere es und geh endlich ins Bett. Doch sie harrt weiter aus, denn es muss etwas kommen. Wunder sind auch eine Frage der Ausdauer.

Die Sache mit dem Park und den Füchsen. Ellen hat ihr das Foto aus der Zeitung gezeigt. Warum bekomme ich nie einen zu Gesicht? Sie beschließt, so lange zu warten, bis sie einen entdeckt. Es kommt ihr so vor, als würde etwas davon abhängen. Bald kommt es ihr so vor, als würde *alles* davon abhängen. Ein Zeichen, ein Wunder, ein Versprechen. Genauso das, was wir jetzt brauchen.

Sie zuckt zusammen, Sekundenschlaf? Aufhören, Schluss damit. Sie geht ins Schlafzimmer, das Deckenlicht trifft sie hart. Katja stellt einen Stuhl vor den Schrank, steigt hinauf und schiebt die Bettwäsche zur Seite. Ein orangegrauer Zipfel, sie zieht daran. Etwas Zerrupftes kommt zum Vorschein. Alles andere als ein Wunder, denkt sie. Im Grunde ist es nur ein Trick, von dem sie nicht weiß, ob er noch einmal funktionieren wird.

Montag



**W**arten und Schweigen. Das ist alles, was wir tun. Katja reicht es, sie steht auf und geht ans Fenster. Blick auf den Innenhof der Klinik. Sie sagt: »Ich glaube, die Wolken verziehen sich gerade. Könnte doch noch ein sonniger Tag werden.«

Keine Antwort.

Alle Wörter werden von Paula umgehend zurückgeschickt, Empfängerin verweigert die Annahme. Und von sich aus sagt sie nichts, fragt nichts, möchte sich an nichts mehr erinnern. Sie könnten etwas miteinander spielen. *Uno!*, *Schach*, *Trivial Pursuit* (junior edition), *U-Bongo*, so was hatten sie damals beim ersten Chemo-Block mitgenommen. Damals, wie das klingt, es ist noch nicht so lange her. Gestern, als sie Paulas Tasche packte und ihr *Skip:bo* hinhieilt, gab es als Antwort nur ein tonloses:

»Lass gut sein.«

Was sie noch mehr vermisst als Paulas Worte, sind ihre Berührungen. Damals, nach der ersten Diagnose, nach der Gewissheit, mit was sie es zu tun haben, hatten sie sich ständig berührt. Das Händehalten auf den Wegen zwischen Wohnung und Krankenhaus, auf den Gängen und Fluren der Stationen, das Händedrücken vor der Blutentnahme, der Biopsie, dem Einsetzen des Ports, beim Warten, bis die Infusionen in ihren Körper getropft sind. Für Paula vielleicht ein Rückfall ins Kleinkindalter, für Katja ein altes

neues Gefühl der Nähe. Ihre Wange zu berühren, ihr einen Kuss auf die Stirn zu geben, das alles fehlt jetzt, seit die Krankheit zurück ist. Ist vielleicht endgültig verloren gegangen, als sie vor drei oder vier Tagen neben Paula auf dem Sofa lag, ihr die Wange streichelte und ihre Tochter sagte:

»Hör bitte auf, mich zu berühren!«

»Warum?«

»Es tut mir weh.«

Warten und Schweigen. Bis jemand die breite Zimmertür öffnet und die Ergebnisse verkündet. Das Vorgehen. Die Chancen. Die Aussichten. Katja spürt ihren Salto schlagenden Magen und denkt an den Vormittag, an den Tanz durch die Behandlungszimmer. Blutgas. Spirometrie. CT. Labor. Die Suche nach einer weiteren Stelle in ihrem Körper, heute vielleicht noch winzig, morgen schon ein riesengroßes Problem. Sie dürfen nichts finden, denkt sie und weiß gar nicht, wen oder was sie darum bittet. Das Universum vielleicht. Universum, lass sie bitte nichts finden.

Sie bietet Paula ein Glas Wasser an, sie lehnt ab. Ihre Tochter greift zum Handy und wischt darauf herum. Insta oder TikTok, Nachrichten schreibt sie fast nie. Sie fragt Katja längst nicht mehr, ob es ihr recht ist, dass sie hinter dem Gerät abtaucht. Obwohl ihre Mutter im Zimmer ist. Ihr zur Seite steht und sitzt.

Noch ein Fensterblick: Es stimmt, die Wolken haben sich verzogen. Draußen leuchten die Frühlingsfarben in den Bäumen, Mutter Natur hat den Malkasten aufgeklappt. Blütenhaft, das Ganze, und das hab ich mal gemocht, so sehr gemocht, denkt sie. Nein, sie wird keine Blüten sammeln und trocknen und mit ihren Schülern auf farbiges

Tonpapier kleben. Sorry, in diesem Jahr fällt der Frühling aus. Frau Altenberg fällt aus. Mehr oder weniger. Und es hätte bestimmt wieder Kinder gegeben, die das Laub lieber blau und schwarz ausgemalt hätten als grün. Grün wie Kobalt. Grün wie ein Smaragd.

Immerhin, es ist ein Einzelzimmer. Hier, im Lungenzentrum. »Na, das ist ja der pure Luxus«, hat sie vorhin gescherzt und von Paula einen Eisblick geerntet. Vielleicht hätte sie lieber wieder eine Zimmernachbarin gehabt, in ihrem Alter, mit der sie anders reden können als mit ihrer Mutter. In der Kinderonko hatten sich allerdings nur lose Freundschaften entwickelt. Es war eine Art Schicksalsgemeinschaft, aber jeder war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Oder einfach zu schwach, zu erschöpft. Keine Romanhandlungen, keine filmreifen Szenen, keine Helden Geschichten. Stattdessen hast du einen Port im Körper, an den Schläuche angeschlossen werden, durch die unterschiedliche Gifte trüpfeln. Du betrittst eine Toilette, in der ein Hinweisschild dazu rät, zweimal zu spülen wegen der Ausscheidung toxischer Substanzen. Cisplatin. Doxorubicin. Methotrexat. Du löffelst mit wundem Mund Suppen von Tabletts mit Papierauflagen, darauf wechselnde Sinnsprüche:

Auch Umwege erweitern unseren Horizont.

Ernst Ferstl

Die Wände sind hier gelb, ein beruhigendes Ocker, jeweils in Betthöhe ein paar Kratzer. Ein nichtssagender Monet-Manet-Druck darüber, impressionistische Blumen, frisch aus der Maschine. Bald werden sie sogar duften, irgend-

jemand muss das doch endlich mal erfinden, denkt sie. Etwas, das diesen Krankenhausgeruch vertreibt. Alles viel karger, nüchtern als auf der Krebsstation. Als Paula vor einem Jahr die Entlassungsglocke auf Station 2D läuten durfte, hatten sie sich geschworen, nie mehr zurückzukehren. Nie mehr Station 2D: Pädiatrische Onkologie. In diesem Moment hat sie das Gefühl, lieber dort sein zu wollen als hier in diesem unbekannten Zimmer, auf diesen neuen Gängen, mit diesen neuen Schwestern, Pflegern, Ärztinnen und Ärzten. Wie schnell man sich an einen Ort gewöhnen kann, mit ihm vertraut wird, selbst wenn es eine Krebsstation ist.

Paula, vom Smartphone absorbiert, das glänzende Gesicht glänzt noch mehr im blauen Licht, als würde sie schwitzen. Schwitzt sie schon wieder?

»Was schaust du dir an?«, fragt sie ihre Tochter.

»Ach, nichts.«

Der operierende Arzt tritt ein, leichte, schnelle Schritte, die Assistenzärztin hinter ihm, eine Schwester ist auch dabei und lächelt, lächelt wenigstens. Doktor Leinweber lächelt nicht. Die runden Brillengläser können das Stirnrunzeln nicht überdecken, die Augenbrauen sind zusammengezogen. Ein sprechendes Gesicht, er scheint zu den Menschen zu gehören, die am liebsten ihre Gesichtsmuskeln trainieren. Er wirkt gehetzt, kurzatmig. »Hello again«, sagt er, an Paula gewandt, er lächelt noch immer nicht. Ausgerechnet jetzt fällt das Sonnenlicht ins Zimmer, das Bernsteinlicht. Bitte, lass es kein Zeichen sein. Der Doktor beginnt, die Botschaften zu verkünden, und Katja muss sich verzweifelt konzentrieren, ihm folgen zu können, hält die Luft an.

»Es bleibt dabei, keine weiteren Fundstücke«, sagt er.  
»Das ist vorerst die gute Nachricht!«

Katja atmet aus und schnappt nach Luft. Ein Rundherd in der Lunge, linksseitig, sagt der Arzt. Gute Chancen, dass es keine Überraschungen geben wird. Er preist noch einmal das moderne, gewebeschonende Verfahren an, hybrider Operationssaal, 360-Grad-CT.

»Aber es muss der große Eingriff sein?«

»Bei einem Osteosarkom als Vorerkrankung ist das angezeigt, ja. Wir müssen uns alles genau anschauen, dürfen nichts übersehen. Und die bildgebenden Verfahren zeigen nicht immer alles. Manchmal brauchen wir noch die hier!« Er hält beide Hände hoch und lässt sie vibrieren wie in einem Musikvideo aus den Achtzigern. An Paula gerichtet: »Keine Sorge. In gut einer Woche bist du wieder zu Hause.«

Paula reagiert nicht.

»Aber es folgt dann eine Chemotherapie«, sagt Katja.  
Oder war das eine Frage?

»Das können wir nach der Operation definitiv beantworten. Wenn wir das entnommene Gewebe untersucht haben. Das entscheidet dann Doktor Nowak zusammen mit dem Tumorboard.«

»Wann wird sie morgen operiert?«

»Frühestens übermorgen.«

»Übermorgen? Es hieß doch ...«

»Wir müssen schieben, tut mir leid. Die Anästhesistin ist mit einem Wert der Blutgasuntersuchung nicht zufrieden. Könnte mit dem Infekt von neulich zu tun haben.« An Paula gerichtet: »Wir müssen deine Lungenfunktion morgen noch einmal unter Belastung testen. Es ist eine reine Vorsichtsmaßnahme. Wir schalten bei der OP deine Lunge ab, und

wenn wir sie dann wieder anschalten, soll sie möglichst klaglos ihren Dienst verrichten. Das wird sie auch. Morgen haben wir alle Werte beisammen, und sollte alles passen, legen wir los.«

Paula reagiert nicht.

»Keine Sorge. Morgen wissen wir auf jeden Fall mehr.«

Paula reagiert nicht.

»Kopf hoch«, versucht es Doktor Leinweber noch einmal, drückt die Brille mit dem Zeigefinger in Position. »Bald stehst du wieder auf dem Platz.« Jetzt lächelt er gequält, Paula nickt kaum merklich, der Mund ein Strich.

Aha, denkt Katja, das hat er sich also gemerkt, das mit dem Fußball. Und bevor es ihr gelingt, eine Frage zu stellen, sich zu vergewissern, dass sie bezüglich der Operation alles richtig verstanden hat, bevor sie noch einmal nachhaken kann, was dieser *eine Wert der Blutgasuntersuchung* bedeutet, von dem er gesprochen hat, was das alles für Paulas Zukunft bedeutet, bedeuten kann, bedeuten wird – 1., 2., 3. –, hat die Delegation den Raum verlassen.

Sie setzt sich zu ihrer Tochter ans Bett. Würde sie am liebsten in den Arm nehmen. »Sie haben nichts weiter gefunden! Das ist alles nicht so schlecht«, sagt sie und beißt sich im nächsten Moment auf die Lippe. »Das ist gut«, hättest du sagen müssen, so wie es die Ratgeber dir geraten haben. Und so bleibt von deiner Aussage wieder nur ein einziges Wort übrig: schlecht.

Doch Paula reagiert ohnehin nicht darauf, sie hat die Finger in den Fuchs gekrallt, der ramponierte, schmuddelige Fuchs, mittlerweile mehr grau als braun, den sie vor der ersten Chemo aus der Mottenkiste geholt hat. »Ich bin zwar viel zu alt dafür, aber irgendwas brauche ich schon.«

Seitdem ist er immer dabei. Wie früher, in der Kita. Heimlich im Schulranzen in der Grundschule. Und davor, viele Jahre davor, half er Katja bei Fieber und fiesen Sandkastenfeinden. Ein Zwei-Generationen-Fuchs, erfolgreich weitergegeben von der Mutter an die Tochter. Von Schwester Mona hat er eine Mütze aus Verbandsmaterial bekommen, es verdeckt die kahle Stelle am Kopf. Katja war kurz davor, ihn endgültig verschwinden zu lassen, Hausmüll, Sperrmüll, jedenfalls: Ruhestand. Gut, dass sie damit noch gewartet hat.

Paulas Hand entspannt sich etwas. Der Ring fehlt, er zog die Bälle magisch an, damit sie nicht ins Tor donnern. Paula hat ihn vergangene Woche schweigend im Klo versenkt und damit in die Kanalisation gespült. Ich muss ihr wieder einen machen, denkt Katja, einen neuen magischen Ring. Aber würde sie ihn überhaupt annehmen?

Sie berührt Paula nun doch. Hand auf Hand auf Fuchsfell. Die Berührung geht als leichter Stromschlag durch Paulas Körper, sofort wird die Hand weggezogen. Schweigen. Sie betrachtet den knochigen Arm, den Ansatz der Narbe, die bis rauf zur Schulter geht. Paula hat die Augen geschlossen, schläft sie? Katja erinnert sich an ein Spiel, das sie früher oft gespielt haben. Sie zieht sich den Kimono an und wird damit zu einer Wahrsagerin (ein besseres Kostüm hat sie nicht). Sie setzt sich auf einen Stuhl und wartet, bis ihre Tochter ins Zimmer kommt. Ein Stück Schokolade dient als Bezahlung, und dann darf sich Paula neben sie setzen und ihre Hand ausstrecken. Die Wahrsagerin betrachtet die Handfläche und zeichnet mit dem Finger die Furchen nach. Mit großer Ernsthaftigkeit erzählt sie von der Zukunft ihrer Kundin.

»Werde ich wirklich mal die schnellste Frau der Welt sein?«

»Warten Sie, lassen Sie mich sehen, ja, diese Nebenlinie hier ...«

»Vielleicht möchte ich doch lieber die *klügste* Frau der Welt sein!«

»Nun, auch das möchte ich nicht ausschließen, Ihre Schicksalslinie zeigt eindeutig ...«

Und in den weit geöffneten Augen des Mädchens spiegelt sich die Sehnsucht, dass all dies Wahrheit werden kann, all das möglich ist. Und warum nicht? Wer oder was könnte sie daran hindern?

Katja muss schlucken. Sie steht auf, öffnet die Tür zur Toilette. Neonröhrenlicht, barrierefreies Pinkeln. Sie setzt sich, bleibt sitzen. Sie muss weinen. Warum jetzt? Die Botschaft war doch gar nicht so schlecht. Es hätte eine schlimmere Botschaft sein können. Die OP kann erfolgreich sein, die OP wird erfolgreich sein. Immerhin ist es nur das kleine Weinen, das sie mit einem beherzten »Reiß dich zusammen!« in den Griff bekommt. Tränen abtupfen mit Klo-papier, klinisch rein. Die Nase putzen. Scheiße. Scheiße. Wie ich das alles hier hasse. Sie muss schlucken, alles hinunterschlucken, sonst müsste sie noch lange sitzen bleiben. Aber sie schluckt es hinunter, darin ist sie gut. Noch einmal: »Reiß dich zusammen! Paula soll dich nicht so sehen.« Sie steht auf, das Spiegelbild meidet sie. Einatmen und ausatmen, das ist der Trick. Sie geht zurück ins Zimmer, das Bernsteinlicht ist weitergezogen, es ist Zeit, die Deckenleuchte anzuknipsen. Wo ist der Schalter? Ach ja, dort an der Wand. Im Bett regt sich nichts, Paula hat die Augen noch immer geschlossen. Die kurzen hellbraunen

Haare, sie werden ihr bald wieder ausfallen. Die Haut ist fahl. Katja verspürt den Impuls, ihr etwas vorzusingen, lässt es sein. Musik erträgt sie kaum noch. Ihr geliebter K-Pop, zu dem sie in ihrem Zimmer getanzt und gesungen hat. *Dancen*. Sie haben auch gerne zusammen gesungen, als sie noch in dieser Galaxie der Gesunden gelebt haben. Was soll ich denn noch machen, was kann ich ihr sagen? Sie steht im Raum und weiß nicht, ob sie sich noch einmal setzen oder nach Hause gehen soll. Reicht das für heute? Reicht es Paula für heute? Schweigen und warten, warten und schweigen. Sie geht einen Schritt vor, sie geht zwei Schritte zurück. Wo ist ihre Jacke? Ach ja, dort.

»Kat?«, sagt Paula plötzlich. (Mama sagt sie längst nicht mehr.)

»Mein Schatz?« Sie geht zum Bett, bleibt aber stehen, hat schon die Jacke in der Hand.

»Du kannst ruhig gehen, ich komme schon klar.«

»Sicher?«

»Sicher.«

»Dann verpasse ich den Spruch des Tages auf dem Es-senstablett.«

Das erste Grinsen heute. Immerhin. Katja widersteht der Versuchung, Paula einen Kuss zu geben. Sie verlässt das Zimmer und betritt den Gang der Station. Die lächelnde Schwester der Visite bemerkt sie und kommt auf sie zu: »Nur Mut, Frau Altenberg.«

»Ich weiß nicht. Seit die Krankheit zurück ist, hat uns der Mut irgendwie verlassen.«

»Das ist doch verständlich! Sie wird da wieder rauskommen. Warten wir mal ab, wie die OP verlaufen wird.«

»Bald wissen wir mehr.«

»Bald wissen wir mehr.«

Einige Türöffner später ist sie im Innenhof zwischen Neu- und Altbau der Klinik. Der Ahorn blüht. Die zwei Raucher in Pyjamahosen nicken ihr zu, ein Gärtner gräbt ein Beet um. Das Sonnenlicht ist fast schon hinter der Klinikfassade verschwunden. Sie muss hier raus, um es noch einmal im Gesicht zu spüren. Sie muss hier raus, um den Tag noch einmal neu zu beginnen. Das zweite Leben der Katja Altenberg. Du könntest Unterricht vorbereiten für nächste Woche (Unterricht, den du wahrscheinlich nicht halten wirst). Du könntest etwas anderes trinken außer Kaffee. Du könntest – ja wirklich! – du könntest etwas essen. Du könntest dir aber auch einfach eine Flasche Rotwein kaufen, dich in die Küche setzen und trinken und versuchen, zu vergessen. Für ein paar Augenblicke vergessen, was ist.

\*

Das Taxi verschmäht sie, sie geht los. Vorbei am Imbiss mit dem Namen *Wegzehrung*, durch den Tunnel unterhalb der Bundesstraße hindurch, ein Stück am Waldrand entlang. Wind in den Haaren, sie ist zu kalt angezogen, hat das Frühjahr zu früh eingeläutet, egal, sie spürt ihre Hände, ihr Gesicht, die Ohren brennen. Schnell, schneller, das Laub des vergangenen Herbstes wirbelt unter ihren Füßen. Mit Elektromotoren gepimpte Lastenfahrräder ziehen an ihr vorbei, ein Kind winkt ihr mitleidsvoll zu. Sie nähert sich von oben, hügelseits der Altstadt, die Kirchtürme stehen wie Schachfiguren in einer ewigen Pattsituation. Vom Regen ist das Kopfsteinpflaster noch feucht, die meisten Leute tragen Mützen, Kapuzen, sie vermummen sich noch.

Vor der Buchhandlung hält sie an. Hat Ellen heute Dienst? Sie konnte sich ihre Zeiten noch nie merken. Ist dir danach? Nach Ansprache? Keine Ahnung. Aber du könntest Paula ein Buch besorgen, das sie vermutlich nicht lesen wird. Katja zögert. Da fällt ihr ein, dass hier auch Wein verkauft wird, das Sortiment eines ehemaligen Philosophieprofessors: *Wein der Philosophin*, *Wein der Erkenntnis*, *Wein der Aufklärung* (warum eigentlich nicht *Wein der Verklärung*?). Sie betritt den Laden und biegt erst einmal nach rechts ab in die Kinderbuchabteilung. Ein Automatismus, sie ist sich unsicher, ob sie hier überhaupt noch richtig ist. Sie stellt sich mit verschränkten Armen vor das Regal mit den Klassikern und braucht eine Minute, bis sie nicht mehr nur hindurchstarrt und die Titel der Bücher wahrnehmen kann. Michael Ende, Otfried Preußler, Cornelia Funke. Etliche hat sie zu Hause stehen, in ihrem Handapparat für die Schule. Ganz wenige, ihre Heiligtümer, in einer besonderen Kiste unter dem Bett.

Sie greift nach den *Geschichten aus Tausendundeiner Nacht*. Sie blättert durch den dicken Band, Ali Baba, Sindbad, an viel mehr kann sie sich nicht erinnern. Lass dich nicht mit einem Dschinn ein! Und gab es da nicht zahllose männliche Figuren, denen schnell ein Körperteil fehlte? Finger ab! Hand ab! Ihr fällt nicht mehr ein, warum sie bestraft wurden. Weil sie sich in die falsche Dame verliebten? Oder weil sie so raffgierig waren? So tollpatschig? Oder alles zusammen?

»In dieser Ausgabe gibt es allerdings keine Illustrationen«, sagt jemand neben ihr.

Katja muss die Linse umstellen, auf etwas anderes richten, ein mühsamer Prozess. Dann hat sie eine vertraute

Gestalt vor Augen, gerader Pony, schulterlanges braunes Haar, blaue Strickjacke. Fast einen ganzen Kopf kleiner als sie, noch schlank oder schon üppig, ein voller, schöner, ausgearbeiteter Körper jedenfalls und nicht nur eine mehrfach radierte Skizze wie sie.

»Könntest ruhig mal wieder in *meiner* Abteilung vorbeischauen«, sagt Ellen und klingt amüsiert, nicht beleidigt.

»Tut mir leid, von Ratgebern habe ich die Schnauze voll«, erwidert sie und umarmt ihre Freundin.

»Verständlich, geht mir oft genug genauso. Darf ich natürlich nicht sagen«, sagt Ellen ungewöhnlich laut, als sie sich aus der Umklammerung befreit hat. »Wonach suchst du denn, etwas für die Schule?«

»Wein, um ehrlich zu sein. Und ich dachte mir, vielleicht bringe ich Paula ein Buch mit. Obwohl sie gar nicht mehr viel liest. Oder sie sagt es mir nicht, sie macht alles mit sich selbst aus. Die OP wurde auf übermorgen verschoben, und ich habe keinen Schimmer, wie wir den Tag morgen durchstehen sollen.«

»Du könntest ihr was vorlesen.«

»Das funktioniert nicht mehr.«

»Kannst es ja trotzdem versuchen.«

Katja stellt das Buch zurück und verschränkt die Arme vor der Brust. Abwehrschild hochgefahren. »Und das mit dem Wein ...«

Ellen lächelt und berührt sie an der Schulter, löst die Barriere auf. »Du musst dich nicht rechtfertigen. Und eine Geschichte ist immer eine Möglichkeit, das weißt du doch viel besser als ich.«

»Ja, klar.«

»Ihr zwei werdet das schaffen. Ihr seid groß und stark und mächtig.«

Katja reagiert nicht, sieht wieder durch alles hindurch.

»Hörst du mich?«

»Ist schon gut, danke.«

Ellen wirft einen Blick auf die Wanduhr. »Magst du noch einen Kaffee mit mir trinken? Ich muss gleich mit dem Umbau anfangen. Wir haben nachher einen Vortrag im Haus. Kannst gerne hierbleiben, falls dich das ablenkt.«

»Worum geht es denn?«

»Ein Gastdozent aus Indien spricht über Hermann Hesse. *Siddharta*, nehme ich an. Ist fast ausverkauft, der alte Hermann zieht immer noch. Ich muss moderieren, die Chefin ist krank. Ausgerechnet ich.«

»Das packe ich gerade nicht, tut mir leid. Außerdem hatte ich heute schon so zehn bis zwölf Tassen Kaffee.«

»Unsere Maschine kann auch heißes Wasser für einen Tee. Folge mir bitte unauffällig.«

Es ist wirklich schon lange her, denkt Katja, als sie Ellen in die sogenannte Lounge folgt. Als sie ihr beim Bedienen des zischenden Vollautomaten zusieht, in einem Korbstuhl sitzend. Schon lange her, seit sie sich bei den Erstsemesterveranstaltungen getroffen haben, beide kolossal überfordert, beide froh, nicht allein durch die Gänge irren zu müssen. Eine Lehramtskandidatin Gymnasium, Mathe und Physik, dazu noch eine ausgezeichnete Schachspielerin, trifft auf eine Grundschuladeptin mit losen dichterischen Ambitionen. Das war vier Semester lang eine ausgezeichnete Konstellation, bis Ellen schwanger wurde und der Vater es vorzog, sich aus dem Staub zu machen. Stundenlange Diskussionen im Café. Ellen entschied, das Studium

abzubrechen, während ich einfach weitermachen konnte, denkt Katja, auf diese halbherzige Art. Lehrerin – vielleicht ist das doch nicht das Richtige, vielleicht ist das doch zu gewöhnlich und ein anderer Weg wartet auf mich.

»Früchte- oder Grüntee?«

»Einfach nur heißes Wasser, bitte.«

Ellen setzt sich ihr gegenüber und nippt am Cappuccino. In dem wohlmeinenden Licht der Lounge sieht sie dennoch müde aus. Was nicht heißt, dass sie dann stiller wird. Eher unberechenbarer. »Magst du nicht deine Jacke ausziehen?«, sagt sie, und Katja gehorcht. »Ah, das ist ja dieser wunderschöne Wollpulli. Warte, es könnte sein, es wäre möglich, dass *ich* ihn dir geschenkt habe.« Sie lächelt und stellt die Kaffeetasse ab.

»Wäre möglich.« Ein Humorangebot. Nein, ich kann das heute nicht annehmen, denkt Katja. Außerdem wusste sie nicht einmal mehr, welchen Pulli sie heute Morgen angezogen hat.

»Möchtest du nicht doch bleiben? Vielleicht ist Hermann Hesse ja *tröstlich* für dich.«

»Nein, wirklich, ich ...«

»Schon gut. Kann ich sonst noch was für dich tun?«

»Du könntest mir endlich eine Flasche Wein verkaufen. Oder am besten gleich zwei.«

\*

Sie findet noch Salat im Kühlschrank, von dem sie ein paar Gabeln isst. Letschert, hätte ihre Mutter dazu gesagt. Den *Wein der Aufklärung* hat sie entkorkt, sie ist beim zweiten Glas. Ihre Tochter sitzt nicht neben ihr, ihre Tochter liegt

nicht in ihrem Bett. Sie haben vorhin noch kurz telefoniert, Paula hat ihr den Spruch des Tages vom Essenstablett durchgegeben:

Das Leben muss nicht leicht sein,  
wenn es nur inhaltsreich ist.

Lise Meitner

Sie sieht sich um. Alles scheint so wie immer zu sein. Das Brummen des museumsreifen Kühlschranks, das zu grelle Deckenlicht über dem kleinen Esstisch, Bilder hängen schief, Fotos von der Flusswanderung in Frankreich verblassen oder verfetten. Sie geht ins Wohnzimmer. Der rauchfarbene Kapuzenpulli von Paula liegt auf dem Sofa, sie nimmt ihn und riecht daran. Der Bananenbaum und die Aloe üben sich in Askese, vernachlässigt, von jeder Wasserquelle abgeschnitten. Morgen, gleich nach dem Aufstehen, gieße ich euch (Vorsatz im nächsten Moment vergessen). Das farbexplosive Ölbild von Lou, Gegenleistung für eine dreiwöchige Beherbergung, Tröstung und Verpflegung aufgrund einer tiefen Sinnkrise. Anrufen, ich muss sie unbedingt anrufen (Vorsatz im nächsten Moment vergessen). Die drei Billy-Regale voller Bücher, auf die sie mal stolz war. Jetzt kommt es ihr so vor, als würden die Bücher sie beobachten, als würden sie zurückschauen. Na, hast du uns auch vergessen, sind wir dir auch nichts mehr wert? Sie geht zum Regal, fährt mit der Hand über einen Buchrücken. Wer belauert hier wen, denkt sie. Wann hat das angefangen, dass wir uns nicht mehr vertrauen?

Und über und unter und neben allem liegt eine angstvolle Ahnung, ein unaussprechlicher und unaussprechbarer Ge-

danke: Paula wird fehlen. Es wird der Tag kommen, an dem du diese Zimmer betrittst und sicher bist, sie künftig allein zu bewohnen. Es muss nicht sein, aber es kann sein. Es ist wahrscheinlicher geworden. *Insgesamt ist die Prognose für Patienten mit Krankheitsrückfall ungünstig.* Sie beugt den Kopf und drückt ihn gegen eine Buchreihe. Flucht, denkt sie, Bücher waren doch mal meine Zuflucht. Heute sind sie eine Wand, eine Mauer.

Zurück in der Küche kippt sie den Restsalat in den Biomüll, zu den Gnocchi vom Vortag, im Behälter wuchert Schimmel, Fruchtfliegen flüchten. Ich muss das endlich rausbringen (Vorsatz im nächsten Moment vergessen). Sie schenkt sich ein weiteres Glas ein, nimmt einen großen Schluck, schenkt gleich wieder nach. So langsam wird ihr warm. Sie geht in Paulas Zimmer. Es kommt ihr wie eine Grenzverletzung vor, aber sie sucht ihre Nähe; das, was von ihr noch im Raum schwebt, wie nennt man das. Sie stellt das Weinglas auf dem Schreibtisch ab. Neben die Schulsachen, seit Tagen nicht mehr angerührt. Der Zauberstab liegt dort, mit dem sich die magischen schwebenden Harry-Potter-Kerzen an der Decke anschalten lassen. Aus England importiert, ein todsicheres Geschenk für einen echten Fan, dachte sie, mehr als *ganz nett* fand Paula das allerdings nicht, auch wenn sie sich Mühe gab, Begeisterung zu heucheln. Das Bett muss ich frisch beziehen, denkt sie, das darf ich wirklich nicht vergessen. Medikamentenschachteln aufräumen. Fieberthermometer, Inhalationsgerät. Dieser blöde Infekt kam dann noch dazu. Paula mag es nicht, dass ihr Kranksein sichtbar ist wie eine Narbe auf der Stirn. Den Spiegel hat sie wieder mit dem indischen Schal zugehängt, vorbeugend.